

Literatur des Auslandes.

N^o 86.

Berlin, Mittwoch den 19. Juli

1837.

Frankreich.

J. Janin's literarische Portraits.

Alfred de Vigny.

Alfred de Vigny ist zwei Jahre älter als das neunzehnte Jahrhundert, vier Jahre älter als Victor Hugo. Zum Waffenhandwerk griff er gerade in dem Augenblicke, als Frankreichs Ruhm und Waffenglück ihren Wendepunkt erreicht hatten. Als junger Lieutenant machte er noch die letzten Schlachten unter der dreifarbigten Fahne mit. So kam es, daß er von der Kaiserlichen Glorie nur die letzten matten Strahlen sah, daß er vom Kriegs- und Lagerleben nur die Leere und die Langeweile kennen lernte. Fünfzehn Friedensjahre hindurch blieb er Soldat; für den Krieg erzogen, mußte er diese ganze lange ermüdende Zeit im Corps de Garde zubringen. Er fand sich mit resignirter Geduld in seine Lage und lernte frühzeitig die Kunst, in stiller Sammlung in und mit sich selbst zu leben. Er richtete sich im Zelt und in der Wachstube ein, wie in einer Benediktiner-Zelle; jede Stunde des Tages hatte ihr unabwiesliches Geschäft. Er las die Bibel und machte Gedichte: lauter stüchtige, etwas zärtlich schwächliche Produkte, ohne rechte Wärme der Begeisterung, und denen man nicht ansieht, wo sie hinaus wollen. Sie haben ihm indeß als treffliche Sprach- und Stylübung gedient, und nimmer hätte er später in seinem „Cinq-Mars“ solche Harmonie und solchen Wohlklang der Prosa erreicht, hätte er nicht zuvor mit so unsäglicher Geduld und Sorgfalt jene große Menge Verse komponirt. Sonst verdienen jene im Allgemeinen so wohlthunenden als nichtsagenden Produkte, jene *Nugae canorae*, um mit Horaz zu reden, kaum daß man dabei verweilt, wenn auch der Verfasser noch heute mehr als billig darauf zu halten scheint; es sind eben die ersten statternden Ausflüge einer noch nicht recht siltige gewordenen Muse. Da ist „Eloa“, ein schwächlicher Nachhall von Milton, — „Moïse“, eine misrathene Elegie, — „Dolorida“, eine Tragödie ohne Anfang und Ende, — „Le déluge“, eine geschmacklose Ode, — „Les bains d'une Dame Romaine“, das in duftiger Nachahmung an André Chenier erinnert. Zum Glück trat de Vigny 1826, kurz nach dem Eloa, mit dem Romane Cinq-Mars auf, und hier haben wir auf einmal eine eben so geniale, als in Ausföhrung und Schreibart vollendete Schöpfung vor uns. Der Charakter Ludwig's XIII. und seines Meisters, des Cardinal Richelieu, ist hier aufs feinste studirt, aufs glücklichste getroffen, und diese Darstellung steht der historischen Portraittirung Ludwig's XI. in Walter Scott's *Quentin Durward* würdig zur Seite. Mit ungemeiner Kunst sind alle Fäden der Begebenheit angelegt und geleitet, so daß sie plöblich zusammenschlagen, zur überraschendsten Wirkung auf den Leser, auf den Zuschauer hätte ich bald gesagt, denn wenige Dramen sind so dramatisch. Drei Personen spielen die Hauptrollen: Richelieu der Despot, Ludwig XIII., der Sklave, und Monsieur le Grand, das Opfer. Die Herrschucht des furchtbaren, erbarmungslosen Richelieu hat noch den Kampf gegen die Königin Anna von Oesterreich zu bestehen, die über das Gemüth des schwachen Ludwig viel vermag. Hierzu braucht der Cardinal einen Gehälfen, der sein Werkzeug sey und sich in die Zuneigung des Königs einschmeichle; dazu dient ihm der junge Henri d'Effiat, genannt Cinq-Mars. Damit Richelieu's Herrschaft fest begründet sey, soll die Königin Mutter in die Verbannung gehen; dazu soll der König überredet werden. Aber das Werkzeug kehrt sich wider den Meister; Henri d'Effiat schämt sich seiner erbärmlichen Rolle; er will nicht länger ein Zeitvertreib, ein Spielwerk für den König, er will nicht länger die Schlinge seyn, die der schlaue Priester-Hezog auswirft. Er nimmt sich vor, den Cardinal, den Tyrannen Aller an diesem Hofe, zu stürzen; er eröffnet seine Gedanken dem Könige, zeigt ihm die Aussicht, frei zu werden von einer lästigen Bevormundung, und der König geht darauf ein. Nun gäbt der Kampf, nun entwickelt sich die Intrigue zwischen diesen Dreien. Und dieser düsteren Partie des Buches, diesen trüben ehrgeizigen Mänten gegenüber, läßt der Dichter eine Gruppe von drei anderen Personen auftreten, an denen unser Herz ein freundlicheres Interesse nimmt: Anna von Oesterreich, die verlassene Gattin und Königin, Maria, das liebende Mädchen, und de Thou, den männlichen, treu hingebenden Freund. Alle diese Geschicke und Interessen verschlingen sich in rasch fortschreitender, stets die Erwartung spannender Handlung, und durch das ganze schreiet, allüberwiegend und allgebietend, die düster gewaltige Gestalt des Mannes im rothen Kleide, des Priester-Cardinals.

Dieser Roman machte anfangs wenig Aufsehen in der Französischen Welt. Dieselbe hatte damals, was Romane betraf, alle Hände voll mit Walter Scott, und was Literatur überhaupt betraf, alle Hände voll mit

dem Streite der romantischen und klassischen Schule zu thun. Man war emsig darüber her, die *ars poetica* des Blair mit der des Boileau, den Shakespeare mit dem Racine zu vergleichen; man schrieb einander zu und verstand einander nicht. So wie man aber ein wenig zur Besinnung kam, war man eben so erfreut als überrascht, die Entdeckung zu machen, daß Frankreich unterdessen mit einem trefflichen Romane beschenkt worden, sogar mit einem historischen Roman, den es durchaus sein eigen nennen durfte, nicht dem Walter Scott gestohlen oder nachgemacht. Und von da an ist dieser Roman bloß durch seinen eigenen Werth, ohne prahlende Annoncen, ohne Lobfalm, ohne Aufsehen erregende kritische Tausche, immer höher in der Gunst und Schätzung der Nation gestiegen und wird einstimmig mit zu den ersten Werken der neueren Zeit gezählt. Die Gerechtigkeit kommt auf Erden immer nach, — sogar für das Gute.

Da es de Vigny mit seinem Uebergange von der Poesie zum Romane so gut gegliickt, so hätte man meinen sollen, er werde in dem Romane seinen eigentlichen Beruf erkennen und diesem fortan treu bleiben. Aber nein! es muß auch den ausgezeichnetsten Geistern erstaunt schwer fallen, den Verlockungen einer weit verbreiteten Eitelkeit zu widerstehen, der Eitelkeit nämlich, auf der Bühne Beifall zu ärndten. Und wie gedachte de Vigny es anzufangen? er machte sich über Shakespeare's *Othello* und übersezte ihn Zeile für Zeile. Wört für Wort in Französische Verse. Man denke sich *Othello* in Französische Versen! dieser Mohr mit seiner schwarzen aufkochenden Leidenschaft, dieser teuflische Jago, diese kindliche Desdemona, alle diese Lieblichkeit Shakespeare'scher Dichtung neben dieser grausigen Naturwahrheit der Leidenschaft, die wir aus kleinen Fünkchen zum maßlosen, verzehrenden Ungethüm anwachsen sehen, — das in Französische Verse zu bringen, verbo tenus! Eber könnte ein Kind einen Kiesel zu Boden ringen. Shakespeare ist längst „ins Heiligthum entrückt vor freveln Uebersetzer-Händen“; das hätte Alfred de Vigny wissen sollen. Voltaire, der Shakespeare einen Barbaren schalt, ja, der bei der bloßen Nennung des Namens Shakespeare ordentlich vor Unmuth zu heulen anfing, als wälte ihn die innere Ahnung von der unsterblichen Größe dieses Barbaren, — Voltaire hat *Othello* und *Desdemona* bereits ins Französische übersezt, so weit Französische Geschmact dieses zuließ. Sein *Othello* heißt *Drosmane*, seine *Desdemona* heißt *Zaire*. Da er von Afrikanischer Leidenschaft keine Ahnung hatte, so schnitt er sie nach Französischem Muster zu, und sein damaliges Publikum hielt die Sache auch für so Afrikanisch und Orientalisch als möglich. Der Jago blieb natürlich ganz weg; den hätten die Pariser damals auch in der schwächsten Ausföhrung nicht vertragen. Später, als Voltaire schon todt war, kam ein guter Mann, der hieß Ducis und stand bei den Leuten in großem portischen Kredit; dieser ging mit der Idee um, daß er zu nichts Anderem geboren sey, als die Shakespeare'schen Dramen zu arrangiren, zu kopiren, zu übertragen, umzudichten und zu verfeßeln. Er machte sich auch recht schaffen an die Arbeit, von deren Mißlichkeit er gar keine Ahnung hatte; er schnitt mit einer grausamen, klassisch-tugendhaft-sentimentalen Scheere in das Shakespeare'sche Fleisch und Blut hinein, und siehe da, er erlebte einen großen Triumph, es regnete Beifall, alle Welt fand den so zu Schanden geschnittenen Shakespeare vortrefflich. Dazu kam, daß Talma, damals in der ersten Blüthe seines Ruhmes, sein Schauspielertalent mit daransezte und all seine Kunst an die Darstellung jener elenden Krüppel von Tragödien verschwendete. Shakespeare hat sich gewiß im Grabe umgedreht, wenn er von der Wirklichkeit erfuhr. Der Französische „Bearbeiter“ hatte es für gut gefunden, jede Tragödie mit zwei ganz verschiedenen Katastrophen zu versehen, einer glücklichen und einer unglücklichen, zur beliebigen Auswahl, — etwa wie ein Pariser Friseur auf seinem Schilde anzeigt, daß er à l'idée des personnes frisiert. Im *Othello* z. B. erwürgt einmal der Mohr die Desdemona (sie heißt bei Ducis *Edelmone*) und erschießt sich gleich darauf über ihrer Leiche; das anderemal aber kommen Leute dazu, und Beide werden am Leben erhalten. Wie gefällt Euch das? — Nun also, weil Zaire bei den Franzosen Glück gemacht hat, weil Ducis' *Othello* bei den Franzosen Glück gemacht hat, — gerade darum hätte sich's Alfred de Vigny gar nicht sollen träumen lassen, das Unmögliche zum drittenmale zu versuchen. Ein Publikum, das sich Jahre lang mit einem Ducis'schen *Othello* abspießen lassen, verdient den wahren Shakespeare gar nicht. — Und dann, wer ist verwegen genug, vor sein Publikum hinzutreten und ihm voraus zu verkünden: „Jetzt werd' ich zu Euch reden in der Sprache Shakespeare's.“ Wer getraut sich, auch nur in der Nachahmung des Wortes die Kraft, die Tiefe, die Herrlichkeit zu erreichen, womit Shakespeare den Haß und die Liebe, den Affekt, den Stolz und die Größe anstreben und reden läßt! — In diesem Wagniß ist de Vigny gescheitert, und was noch schlimmer für ihn ist,

am Kleinlichen ist er gescheitert. Er hat nicht bloß das Drama übertragen, sondern auch den Shakespeare'schen Styl in seinen Malen und Flecken abkonterfeien wollen; sogar mit den Wortspielen, mit den gespitzten Einfällen, mit den Concetti, und was sonst noch vom Italiänisch gezeigten Conversationsston am Hofe der jungfräulichen Elisabeth Mode war, sogar damit hat er sich und seine Zuhörer gequält. Da sah das Pariser Parterre und hatte den besten Willen, sperrte Augen und Ohren auf und — sah die Tragödie schwerfällig sich vorüberschleppen. Es ist zu fürchten, daß nicht bloß Alfred de Vigny als dramatischer Dichter, sondern auch Shakespeare an jenem Abend im Théâtre français zu Grabe getragen worden. Vielleicht waren unter den Zuschauern keine zehn, die nicht beim Herausgehen den Ducis bei weitem schöner und rührender fanden, als den Shakespeare; so lobt hatte de Vigny diesem bei den Franzosen gedient. *Mieux vaudrait un sage ennemi, — sagt Lafontaine in der Fabel.*

Dieses erste Mißgeschick hätte dem Dichter zur Warnung gereichen sollen, sich weiter mit dem Theater einzulassen. Aber der Himmel mag wissen, was für eine Bezauberung das höhere Bierdeck hinter dem Vorhang, Bühne genannt, auf die gebrechlichen Geschöpfe, die Dichter, ausübt, daß sie gar nicht davon lassen können, sondern immer von neuem daran anlaufen und zerschellen wie Glas. In allen anderen Künsten geben sich die, welchen es gar nicht glücken will, endlich zur Ruhe, gehen beiseit und packen ein. Ein Redner, dem Niemand zuhört, ein Maler, dessen Bilder Niemand ansieht, ist am Ende froh, wenn er in den schützenden Schatten der Vergessenheit zurückschlüpfen kann. Ein Dichter, wenn er lange genug sich allein vorgesungen, verliert endlich die Lust; zwar vermischt er im Stillen den Ungeschmack, die Unempfänglichkeit der Welt, in die er verstoßen ist — aber er hört doch auf. Nur die Dramatiker, dieses Geschlecht ist gar nicht abzuschrecken, gar nicht zu ermüden; es kennt nicht Furcht noch Reue. Einmal die Bühne betreten, ist an Umkehr nicht zu denken; blindlings vorwärts treibt es sie; zehnmal gestürzt, raffen sie sich zehnmal wieder auf, sie müssen's bis zu Ende durchmachen. Man betrachte Victor Hugo: was er schreibt, ist trefflich, wohlgerathen; was er auf die Bühne bringt, schlägt ihm schmäblich schl. — und doch ist er verfallen aufs Theater und will kein Buch mehr schreiben. So auch de Vigny: erst schreibt er einen Roman, der allgemeine und gerechte Bewunderung erndtet; dann bringt er ein Drama in Uebersetzung auf die Bühne und das fällt verächtlich durch. Wendet er sich nun zum Roman zurück? bewahre; er versucht es abermals mit einem Drama: „*La maréchale d'Ancre*.“ Und ei, wie ist ihm das geglückt! ein Roman ist es geworden, aber in dramatische Form gezwängt, zum Dialog breitschlagend; Alles unordentlich in einander geschoben, weil's im Fachwerk der Akte und Scenen nicht recht unterzubringen war; verfehlt in der Anlage, unklar und schleppend in der Entwicklung. Mit aller Mühe hat er es zu einem paar wahrhaft charakteristischen, dramatisch lebendigen Scenen gebracht, und die haben das Stück zur Noth für eilige Vorstellung aufrecht erhalten. Und doch, wäre er seiner wahren, natürlichen poetischen Richtung treu geblieben, er hätte aus diesem Stoff ein Seitenstück zu seinem *Cinq Mars* schaffen können.

Seh es, daß er seines Jerrubums inne wurde, seh es, daß die freiliche Neigung sich lebhafter wieder regte, — sein nächstes Werk war ein Roman: „*Stello*“, auf dem Titel bezeichnet als das erste Stück der *Consultations du Docteur Noir*. Es ist etwas Kränkliches, engbrüstig Gezwängtes in diesem Buche, was dem Leser das Interesse und den Genus verkümmert. Die Handlung, der Plan, sogar der Charakter-Umriss der beiden den Vordergrund ausfüllenden Figuren, *Stello's* und des Doktors, verschwimmen in einer Masse oft spielender Details. Und wenn das Ganze eine Klage sein soll um das Loos des Poeten auf Erden und zugleich eine Apokalypse des Poeten selbst, so ist es dafür zu monoton gehalten, zu schwerfällig, und die Klage läßt sich zu so ganz materiellen Dingen herab, daß die Poesie gar nichts damit zu schaffen hat. Ob der Poet Hunger stirbt, ob er kein Brod hat, kein Obdach, keinen Rock, — was thut das, wenn er in Wahrheit ein Poet ist. Dann ist die Poesie ihm Alles in Allem, Leben, Jugend, Hoffnung, Glück und Seligkeit. Poesie ist freudige Expansion der Seele, des Herzens, aller sterblichen Sinne. Darum ist es das Höchste in dieser Welt, ein Poet zu sein; darum ist der Poet glücklich in der Armuth, glücklich in der Verfolgung, glücklich im Tode; glücklich, wenn er wie *Samoens* im erdrönten Meer schwimmt und seinen Schatz, sein Gedicht, über den Wassern hält; glücklich, wenn er verfolgt, erklübet, in beherren Thönen den Fall der Engel, die Seligkeit des Paradieses besingt; glücklich, wenn er am Wandersstabe die Dörfer durchzieht und dem Volke vom Horne des Achilles und von der Mähsal der Achäer erzählt. Weg mit diesem unnützen Mitleid für die Dichter! Haben sie, die Erwählten Gottes, auf ihrer Bahn der Prüfung und des Ruhmes je daran gedacht, über ihr Loos zu murren, über ihr Elend zu jammern? Fragt Dante, den Verbannten, der die tiefste, gewaltigste Liebe zu seiner Vaterstadt, zu der „*lieblichen Mutter Florenz*“, durch sein Exil trägt, der mit bitterem Herzen „ *fremde Treppen auf- und niedersteigt*“, ob er sein unglückliches Leben verkaufen will gegen die goldenen Paläste seiner Verfolger. — Fragt Lasso, ob er aus dem Spital erlöst sein möchte um den Preis, sein befreites Jerusalem den Flammen zu übergeben. Fragt Cervantes, ob er seinen Don Quixote entbehren und eine königliche Pension dafür erlösen will? Was antworten sie Euch? Fürwahr, der Mensch lebt nicht vom Brode allein; sie leben in der Hölle ihres Geistes und sind glücklich. Die Vorschrift sendet den Dichtern ihre Engel, wie den Kindern; ihr Gott führt sie bei der Hand, nicht auf gewöhnlichen Wegen, aber er führt sie sicher, und seine Kraft ist mit ihnen. Wozu weinen über ein vermeintes Unglück, das für die Betroffenen gar keines ist!

Alfred de Vigny hat sich drei Beispiele, gleichsam drei Typen des Dichter-Unglücks, angelesen, um an ihnen darzutun, daß der Poet in jeder Verfassung der Gesellschaft zum Leiden verurtheilt ist: Gilbert,

Chatterton und André Chenier. Aber zu allen Dreien kann die menschliche Gesellschaft ebrlich sagen: „*An ihrem Geschick bin ich nicht Schuld*.“ Gilbert vermaß sich, er auf seine Faust, den Kampf gegen sein ganzes Jahrhundert zu erheben. Er rückte an zum Sturm, er schlug zu Boden, zertrümmerte, durchbohrte, ein Schrecken ging vor ihm her, und im gewaltigen Anlauf stürzte er und starb. Was will man mehr? starb er nicht an seinem Triumph? — Chatterton ist, so will uns bedünken, als Dichter weder an Kraft, noch an Begeisterung Gilbert gleichzustellen; er starb an seinem Stolz. André Chenier endlich, der ewig beklagenswerthe Jüngling, ist darum gemordet worden, weil er ein Dichter war. Welchen Beruf, welchen Stand, welches Geschlecht hat der Terrorismus denn geschont? Wessen Blut hat er nicht getrunken? Könige, Dichter, Mädchen in zarter Jugend, er hat sie alle verschlungen im Heißhunger und nach ihren Namen nicht gefragt. Wirket dem Gedanken dieser Drei eine Thräne, aber stellt ihre Widder nicht als Trauer-Monumente, als Symbole des ewigen Dichterschmerzes auf. Kleidet nicht den Namen Chatterton's in allen Glanz der Reinheit und des Genie's, um an diesem Namen England poetisch zu verklären. Sprechet auch nicht um Gilbert's willen das Anathema über Frankreichs achtzehntes Jahrhundert. Gilbert's Satyre kann den *Esprit des lois* und die *Encyclopädie* nicht aufwiegen. Und wenn ihr Robespierre und dem Schreckenssystem der Revolution fluchen wollt, so sey es nicht bloß im Namen Chenier's, sondern im Namen Aller, deren Haupt unter demselben Beil gefallen.

Alfred de Vigny begnügte sich übrigens nicht damit, diese zwar im Namen, aber nicht im Geiste der Poesie erhobene Klage in seinem Romane in die Welt zu rufen; er ruhete nicht, bis er dasselbe Thema abermals in dramatischer Form vom Stapel laufen lassen. Zu dem Ende nahm er aus seinem Buche die Episode von Chatterton, der Quäkerin *Kitty Bell*, dem Lord-Mayor *Beckfort* u. s. w., und ließ diese Leutchen auf der Bühne gerade so sprechen, handeln und — sterben, wie im Romane. Und nun weiß man nicht recht, was er eigentlich aus dem Thema hat machen wollen. Welches von beiden ist Nebenwerk, der Roman oder das Schauspiel? Schade um de Vigny's produktives, vielseitiges, elegantes Talent, daß er nie — den *Cinq-Mars* aufgenommen, — daß er nie mit rechtem Selbstvertrauen, mit recht fester Konsequenz an seine Schöpfungen geht. Zu sagen: „*von diesem Punkte hier gehe ich aus, und jener dort ist mein Ziel*“ — dahin gelangt er niemals. Beim ersten Hinderniß hält er inne, und statt es rüstig aus dem Wege zu räumen, geht er lieber drum herum und verliert die Richtung. Daher man auch in dem Besten, was er seit Jahren geliefert, immer so das Ungeordnete spürt, das Mäßsame, Hervorgezwängte, kurz die Unentschiedenheit und Selbstqual des Autors. Auf diesem Wege wird er es mit seinem Talent zu keiner populären Anerkennung bringen.

Seine jüngste Schrift: „*Servitude et grandeur militaires*“ ist so zu sagen ein Pendant, eine Fortsetzung zum *Stello*;*) nur ist das Thema hier nicht das Unglück des Dichters, sondern das Unglück des Soldaten. Im übrigen waltet dieselbe kränkliche Besangenheit und Empfindlichkeit. Alfred de Vigny gebärdet sich ein wenig, wie der Unglücks-Propheet, der in Jerusalem umherlief, als Titus die Stadt belagerte, und schrie: „*Wehe über Jerusalem!*“ und nicht eher aufhörte, als bis ein Pfeil ihn traf und er mit dem Rufe zu Boden stürzte: „*Wehe über mich!*“ — Alfred de Vigny, der Dichter, ruft: „*Wehe über die Dichter!*“ — Alfred de Vigny, der Soldat, ruft: „*Wehe über die Soldaten!*“ daraus macht er ein Buch, das keine Wahrheit und kein Interesse hat: — „*Wehe über mich! Wehe über mich!*“ — Wenn du ein Dichter bist, wir bitten dich um aller Barmherzigkeit willen, warum legst du die Leier aus den Händen und greiffst zu dem Messer des Bergpredigers? warum willst du der Menschen Leidenschaft, ihre Empfindungen, ihre Interessen bis in die nackten Häden verfolgen, warum streiffst du ihnen die Hülle der Schamheit und Jugend ab, worin sie sich lebendig zeigen? wo soll es hinaus dein Schneiden, dein Berggliedern, dein Experimentiren? dabei verschmachten Herz und Gemüth. — Nein! sein Leben lang sollte Alfred de Vigny, zu jedem Tage und jeder Stunde, den Glückstern preisen, der ihn vor Jahren auf Ludwig XIII. und Richelieu geführt.

Carreau-König.

(Fortsetzung.)

Der alte Herr hatte sich zur Ruhe niedergesetzt, die Mutter schrieb in einem fort in ihr Skizzenbuch, Beide ließen uns ungestört plaudern. Was sie sagte, war einfach, durchaus frei von Affectation, aber es blühte eine Weichheit und Melancholie des Gemüthes daraus hervor, von ungetünkelter, rührender Wirkung. Wir sprachen von ihrem Gewahl; den sie mit unerheuchelter Herzlichkeit lobte; sie wurde nicht müde, von seiner Güte zu sprechen, und wie sie ihren Rang, Reichthum, Ehre und Ansehen in der Gesellschaft verdankte, wie er seinen ihren Wünsche unbefriedigt lasse; von dem Allen sprach sie, von ihrem verlorenen Jugendglück kein Wort. In dieser edeln und reinen Seele war nichts als kindliche Liebe, Ergebung und frommes Pflichtgefühl zu lesen. Aber wer hätte an dieser ersten, schwermächtig gefühlvollen Sprache und Empfindung das Mädchen wieder erkannt, das ich vor nicht achtzehn Monaten so heiter, so kindlich fröhlich, so lach- und tanztüchtig gesehen? Wie war sie plötzlich geistig gereift, voll Einsicht, Lebenserfahrung und seinen stillen Taltes! Durch welche Lebensschule, dachte ich, muß sie gegangen sein, so Vieles in so kurzer Zeit zu lernen.

Der See lag dicht zu unseren Füßen, rein und klar, ruhig und unergründlich, ein Bild ihres Herzens. Ich sagte es ihr: sie lächelte und erwiederte: „*So ist wohl noch manches Menschenberg, an der*

*) Ein zweiter Theil der *Consultations du docteur noir* ist angekündigt.

Oberfläche ein stiller, glatter Spiegel, in der Tiefe . . . — „Die ist keinem bewußt“, fiel ich ein, „auch ihm selbst nicht.“ — „Doch einem“, entgegnete sie lebhaft, und ihr Auge sah gen Himmel. „Wird sie ihn im Stillen zum Zeugen? oder betete sie um Stärkung für ihr Gemüth?“

Die Vicomtesse erhob ihre scharfsinnende Stimme, um die Tochter herbeizurufen. Die Klübe des Wassers bei sinkender Sonne bekam dem General nicht wohl, er trieb zum Ausbruch. Gern hätte ich Cäcilien den Arm gereicht, aber sie hing sich an den ihres Gemahls. Ich machte also den Rückweg in Gesellschaft der Mutter und hatte ein langes literarisches Gespräch zu übersehen. Sie schrieb an einem neuen Roman und wollte mir ihn in den nächsten Tagen vorlesen: eine harte Zumuthung für einen Autor, der zu seiner Erholung reist. „Ich bedaure sehr, Madame, daß ich das Vergnügen wahrscheinlich werde entbehren müssen; meine Reise geht weiter nach den Pyrenäen.“ — „Dahin geht unser Weg auch; man hat dem General die Bäder von Barrèges verordnet; man sagt, sie helfen wunderbarlich gegen Wessuren.“ — „Ich meinte, der General brauche die Bäder zu Mont d'Or.“ — „Ja, er hat sie im Vorbeigehen versuchen wollen, da sie voriges Jahr dem Marschall Soult so gut angeschlagen sind; aber da er nach den ersten Tagen noch keine Wirkung davon verspürt, so gehen auch wir noch diese Woche nach Barrèges. Ich hoffe, Sie leisten uns Gesellschaft.“ Ich verneigte mich mit großer Devotion. „Wo sind Sie in Mont d'Or eingekerkert?“ fragte sie weiter. „Im Hotel Chamauri, Madame.“ — „Wir gleichfalls, und wir rechnen auf das Vergnügen, Sie heute zum Diner bei uns zu sehen.“ Ich verneigte mich abermals; ganz im An war ich der Tischgenoss, der Reisegefährte, der Hausfreund der Familie geworden. So geht es auf Reisen und namentlich an Badeorten; im Laufe weniger Stunden wird man bekannt, befreundet, vertraut. Ich glaubte, wie die Sachen standen, bereits ein Recht zu besitzen, das Gespräch mit der Vicomtesse auf Cäcilien zu lenken und ihr, in sehr vorzüglicher Wendung, versteht sich, meine Besprechung anzudeuten: ob diese in jeder änderen Rücksicht so ehrenvolle und vortheilhafte Vermählung nicht doch vielleicht den inneren Frieden, das Seelenglück ihrer Tochter einstens stören könnte. „Ich sehe wohl, mein Herr“, sprach sie, „Sie kennen meine Tochter nicht; sie wissen nicht, was für eine Erziehung sie genossen hat. Sie ist, wie fast alle junge Damen von Stande aus meiner Bekanntschaft, unter der Obhut des frommen Vereines zum Herzen Jesu aufgewachsen. Sie hat alle meine Schriften gelesen, sie liest sie noch täglich; und die darin entbaltenen Grundsätze . . .“ — „Sind moralisch, trefflich, Madame; aber Ihre Tochter ist jung, sehr jung; und sollte ihr Herz einmal laut werden . . .“ — „Es wird nicht laut werden, mein Herr!“ entgegnete sie lebhaft, „ich stehe dafür; wir haben dergleichen in unserer Familie nie erlebt.“ — „Ihre Bürgschaft, Madame, gilt für die Vergangenheit; meine bescheidene und vom reinen Antheil eingegebene Bemerkung gilt der Zukunft.“ — „Zu jeder Zeit“, sagte sie, sich in die Brust werfend und mich mit dem Blicke vom Kopfe bis zu den Füßen wessend, „zu jeder Zeit und in jeder Lage des Lebens erfüllt man seine Pflicht, wenn man Religion und Grundsätze hat. Mit Religion und Grundsätzen giebt es keine ungleiche Ehe, giebt es keine Gefahr für das Herz; so, mein Herr, hat man von jeder in unserer Familie gedacht.“ — „Ich glaube, Madame, daß Sie die Wahrheit sprechen.“ — Wir standen an der Thür des Hotels.

Der General, körperlich verstimmt, fand zur Vermehrung seiner üblen Laune zu Hause Depeschen und Briefe vor, die schleunigst Antwort verlangten; auch waren unverzüglich Dredres zu expediren. „Da haben wir's“, sagte er verdrießlich zu seiner jungen Gemahlin, „hätten wir den Heinrich mit, so könnte er mir helfen und wir die Arbeit abnehmen; aber Du hast's nicht leiden wollen.“ — „Wir waren ohnehin schon drei im Wagen, und mein Kammermädchen konnte ich doch nicht entbehren.“ — „Das nenn' ich einen rechten Weibergrund! weil sie ihr Kammerläschen um sich haben will, darum muß ich meinen Neffen, den guten Jungen, meinen stinken Adjutanten, zu Hause lassen; ich weiß gar nicht, wie ich ohne ihn auskommen soll.“ — „Vergessen Sie nicht, daß meine Mutter und ich bereit sind, Ihnen jeden möglichen Beistand zu leisten, und daß Herr von Castelleau zur Besorgung Ihrer Angelegenheiten in Paris zurückbleiben mußte.“ — „Was, Angelegenheiten!“ rief der General immer mürrischer, „Deine Launen sind daran Schuld. Du kannst ihn nicht leiden, Du bist dem Jungen gram, Gott weiß warum.“ — „Ich soll Ihrem Neffen gram sein?“ — „Ja, Du meinst Du, man merkt es nicht? Du siehst ihn kaum an, Du würdigst ihn keines Wortes; ich weiß nicht, wie er's bei diesem Empfang von Deiner Seite noch über sich gewinnen kann, zu uns ins Haus zu kommen, wenn er's nicht aus Liebe zu mir thut.“ — „Diese Beschuldigung verdiene ich nicht; der Neffe meines Gemahls hat auf meine Achtung und Zuneigung Ansprüche, die ich nie aus den Augen sehen kann.“ — „Ei, wie schön! was Du gnädig bist! den wolle ich einmal sehen, Donnerwetter, der die Achtung gegen Heinrich aus den Augen sehte! Und wenn er Dir noch einen Haß nachtrüge, so hätte er doch irgend einen Grund. Er war mein einziger Erbe und verliert durch meine Heirat sein künftiges Vermögen.“ — „Das will ich nicht hoffen“, rief Cäcilie mit großer Lebhaftigkeit. — „Einen Theil verliert er doch; aber er denkt gar nicht daran. Er weiß gar nicht genug Gutes und Schönes von seiner Tante zu sagen. Und das mußt Du selbst erkennen, wie aufmerksam und dienstfertig er gegen Dich und Deine Mutter ist; Euch zu Liebe lief er durch ganz Paris; er war im Stände, drei Pferde todzujoagen, um Euch ein Billet zu einem Ball oder eine Loge in der Oper zu verschaffen.“ — „Das ist wahr“, sprach die Vicomtesse, „allerdings, Cäcilie, Du mußt Dich freundlicher gegen Heinrich benehmen, schon Deinem Gemahle zu Liebe.“ — „Ich aber, was ich muß und was ich für ein Recht finde, liebe Mutter“, entgegnete Cäcilie im kältesten, entschiedensten Tone. — „Ei, so geh' zum Kuckul!“ pläzte der General zornig heraus, „hat man je so was gehört! was für ein Eigensinn in dem

Köpfchen steckt! und doch kann sie sanft und folgsam seyn, wie ein Engel, wenn sie will. Ich kenne sie schon: Zureden hilft bei ihr gar nichts. Und dabei ist sie erst siebenzehn Jahr; ei ei, Frau Vicomtesse, das verspricht was Schönes für die Zukunft. Ich möchte wohl wissen, wie Sie das Mädchen erziehen haben; ich begreife die Hartnäckigkeit nicht — es ist ja zum Tollwerden.“ — „Meine Tochter“, sprach die Vicomtesse mit Würde, „hat meine Schriften gelesen . . .“ — „Ja, das meint ich eben“, fiel der alte Herr ein. — „Herr General“, bemerkte sie etwas empfindlich, „Sie vergessen . . .“ — „Sie haben Recht, Frau Mama; ich vergesse, daß wir unser Diner versäumen. Sie werden verzeihen, mein Herr!“ mit diesen Worten wendete er sich zu mir. — „Wir haben da eben eine kleine häusliche Scene vor Ihnen aufgeführt; na, Sie werden doch ehrlich seyn und uns nicht in Komödie setzen?“ Damit ergriff er mich beim Arme und wies mich bei Tafel den Platz unmittelbar zu seiner Rechten an. Die Mahlzeit ging still vorüber, und ich war in dem kleinen Zirkel der Einzige, gegen den der General sich nicht mißgelaunt zeigte. Der Wahrheit zu Ehren muß ich indes bemerken, daß seiner Schwiegermutter die nicht geringere Ehre widerfuhr, die meisten Ausbrüche seines mürrischen Humors auf sich zu ziehen.

Beim Dessert langte noch ein Brief an; der General las ihn und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß Teller und Gläser gegen einander schrien. „Na, das seht nur noch“, rief er; „der Heinrich ist verwundet!“ Ich sah Cäcilien leichenblau werden und ihre Lippen bebten. „Ja, eine Wunde hat er bekommen, einen Degenstich, der verwundete Junge! Das muß er recht ungeschickt gemacht haben. Na, ängstigen Sie sich nur nicht, Frau Mama“, sagte er zur Vicomtesse, die ganz ruhig an ihrer Tasse Kaffee forttrauf, „es ist weiter keine Gefahr dabei. Acht Tage sind's her, es geht schon wieder besser; der Doktor hat ihm Barrèges verordnet; er kommt uns nach, morgen ist er hier.“ — „Gott sey Dank!“ sagte die Vicomtesse und setzte die Tasse weg. — „Also morgen!“ sprach Cäcilie theilnahmslos, und ihr Gesicht war wieder unbewegt wie zuvor.

Mit gespannter Erwartung sah ich dem nächsten Morgen entgegen. Um zehn Uhr hörte man eine Kalesche herankommen. Die ganze Bevölkerung des Städtchens sah an die Fenster. Die Ankunft einer Postkutsche ist in jeder kleinen Stadt ein Ereigniß; die Einwohner von Mont d'Or haben vollends Jahr aus Jahr ein keinen anderen Zeitvertreib, als Reisende ankommen oder abfahren zu sehen. Heinrich von Castelleau stieg aus dem Wogen, trat in den Salon, umarmte seinen Onkel mit großer Herzlichkeit und grüßte die beiden Damen mit Ehrerbietung. Er schien mir fünfundsiebenzig Jahre alt zu seyn, war groß und schlank gebaut, seine Physiognomie anziehend und ausdrucksvoll — kurz, er konnte mit vollem Recht ein schöner junger Mann heißen. Und was ihn vollends liebenswürdig machte, war, daß er von diesen seinen Vorzügen gar keine Abnung hatte und, frei von aller Eitelkeit und Gefallsucht, immer mit treuerberziger Aufmerksamkeit um Andere, nie um sich selbst beschäftigt war. Heute sah er bleich und etwas leidend aus; die Ermüdung von der schnellen Reise und vielleicht eine Aufregung noch anderer Art hatte ihn erschöpft, und seine Wunde fing wieder an zu schmerzen. — Ich beobachtete ihn und Cäcilien mit der größten Aufmerksamkeit. Sie vertrieb in ihren Mienen, in ihrem Benehmen nicht die geringste Bewegung, begegnete dem jungen Manne mit wohlwollender Höflichkeit und erkundigte sich nach seinem Befinden mit einer Theilnahme, die herzlich und freundlich, aber doch nicht so war, wie ich es erwartet hatte. Heinrich's Mäßigung hingegen war auf seinem offenen und ehrlichen Gesichte deutlich zu lesen, und er hatte die größte Mühe, sie niederzukämpfen; er suchte nach Worten, seiner Tante zu danken, und fand keine. In seiner Verlegenheit schien es ihm wohl kommen zu seyn, daß ich mit ihm ein Gespräch über die Reise und das abentheuerliche Wetter anknüpfte; während ich ihn von gleichgültigen und langweiligen Dingen unterbielt, gewann er allmählig seine Fassung wieder und lächelte sich von seiner Wehmuth erleichtert. Da sieht man, daß ein frohger und enouvanter Gesellschafter doch bisweilen zu etwas gut ist.

Am Nachmittage, da das Wetter sich aufhellte, besuchten wir die Wasserfälle von Cureut und La Benière. Mehrmals versuchte Heinrich, sich Cäcilien zu nähern, aber sie reichte jedesmal ihrem Gemahle oder ihrer Mutter den Arm, ließ sich auch mit mir ins Gespräch ein, aber mit Heinrich nicht. Abends leitete der junge Mann seinem Oheim treulich Gesellschaft, las ihm die Zeitungen vor, expedirte Briefe und Depeschen und übte mit musterhafter Geduld und Aufmerksamkeit, die wohl ein besseres Loos verdient hätten, zwei langen Diskursen der Vicomtesse zu. Von Zeit zu Zeit jedoch bestete er, aus unwillkürlichem Drang, seine großen schwarzen Augen auf Cäcilien, die über ihrer weiblichen Arbeit gebückt saß und weder zu ihm, noch zu den Anderen aufblickte. Ich mußte mich doch wohl geirrt haben; der Anschein hatte mich auf falsche Vermuthungen geführt. Der junge Mann liebte Cäcilien, das litt keinen Zweifel, aber er war ihr gleichgültig.

Am nächsten Vormittage — es war der letzte Tag vor unserer Abreise nach den Pyrenäen — besah ich mich mit Cäcilien und ihrer Mutter im Salon, während der General und Heinrich auf ihrem Zimmer arbeiteten. Die Vicomtesse schrieb; Cäcilie saß am Flügel und spielte eine rasche, muntere Melodie mit überaus künstlichen, brillanten Variationen. Sie spielte mit Lust und glänzender Fertigkeit, und ich begte nun keinen Zweifel mehr, daß ich mich an ihr geirrt hätte. Nein, dachte ich, mit einer unglücklichen Liebe im Herzen spielt man keine solche Variationen, und am wenigsten spielt man sie gut. Sie liebt ihn nicht.

Ich sann noch darüber nach, als die Thür sich öffnete und ein junger Arzt in den Saal trat, den ich von Paris her kannte und der gleichfalls erst vor wenigen Tagen zu Mont d'Or eingetroffen war, in Begleitung eines vornehmen Mannes, der unter seiner Aussicht die Kur brauchte. Wie Militairs beständig von ihren Campagnen und Autoren

von ihren Vätern sprechen, so Kerze von ihren Kranken; man kann ihnen das nicht verwehren. So fing denn unser junger Doktor alsbald, auf die Gefahr hin, die Damen zu langweilen oder in Verlegenheit zu setzen, von allerhand wunderbaren und seltsamen Kuren zu erzählen an, die er selbst verrichtet oder von Andern verrichten sehen, und wärzte nebenbei seine Erzählung mit einigen, theils schalen, theils pikanten Anekdoten, auf die Niemand hörte, als ich; denn wie gesagt, es gehört zu meiner Profession, allen Leuten zuzuhören. — Unter Anderem erzählte der Doktor, man habe ihn neulich zu einem jungen Manne gerufen, der im Duell eine gefährliche Wunde mit dem Degen erhalten habe. „Bedeutend“, sagte er, „war die Verletzung allerdings, aber auch von ganz unerklärlicher Beschaffenheit. Die Waffe war nicht gerade in den Leib, auch nicht von unten nach oben eingebracht, sondern gerade umgekehrt, von oben hinein in die Brust und abwärts. Der Patient selbst war indeß von sehr hohem Wuchs, und sein Gegner hätte, um ihm einen solchen Stoß beizubringen, noch ein gut Teil höher, mindestens ein Niese von acht oder gar zehn Fuß seyn müssen. Kurz, ich schöppte Verdacht und setzte dem Betwunderten mit Gründen und Fragen so lange zu, bis er mir gestand, er selber habe sich den Stich mit dem Degen in die Brust versetzt. Und wissen Sie, warum er das that? rathen Sie einmal; aber nein! Sie können es unmöglich errathen, es ist gar zu unsinnig. Er wollte einen Vorwand haben, ins Bad nach Barèges zu gehen; er beschwor mich, ihm Barèges zu verordnen, und ich ließ mich nicht lange bitten, denn es that ihm wirklich Noth. Er honorirte mich sehr glänzend, der arme junge Mann, und beim Abschied legte er mir noch die strengste Verschwiegenheit auf.“ — „Und Sie halten Wort, wie ich sehe“, bemerkte ich lächelnd. — „Bei Ihnen hat es ja nichts zu sagen“, warf der Doktor hin. — In dem Augenblicke tritt der General zur Thüre ein, auf den Arm seines Adjutanten gelehnt. Kaum ist Heinrich den Doktor gewahr geworden, so eilt er mit großer Freundlichkeit auf ihn zu: „Ach, sind Sie da?“ und reicht ihm die Hand; „meine Damen, lieber Dheim, dieser Herr ist mein Aeskulap; ich verdanke ihm mein Leben. Er hat meine Wunde glücklich geheilt, und ich hoffe, Barèges wird meine Genesung vollenden. Nicht wahr, Doktor? Sie haben es mir ja verordnet.“ Der Doktor brachte klotternd einige Worte vor und empfahl sich eiligst, weil sein Patient ihn erwartete. Der General setzte sich recht behaglich in seinem großen Lehnstuhl zurecht; Heinrich lehnte aufrecht am Kamin und lächelte aus selbigem Herzen; die Vicomtesse, unbeweglich vor Schreck, glühend vor Unwillen, wollte reden und fand nicht den Muth. Cécille war erblickt; sie sah in tiefem Stöhnen, das Haupt in die Hand gesenkt. Ich betrachtete die stumme Scene und fand sie meisterhaft; mit großer Spannung erwartete ich ihren weiteren Verlauf, und mit was für einer Wendung sie wohl ihren Ausgang nehmen würde.

Der erste Laut, der sich wieder vernehmen ließ, kam vom General. Er summte eine Lieblings-Melodie in den Barts; es war eine Arie aus einer neuen Oper, aber von ihm für seinen Gebrauch und Geschmack so eigentümlich modulirt, daß der Komponist schwerlich etwas daran für sein eigen ansprechen konnte. „Nun, wie sieht's, meine Damen“, rief er, nachdem er mit seiner Komposition fertig war, „wogegen geht die Reise fort, und wann wollen wir einen Monat lang in Barèges hausen, nicht wahr?“ Es kam keine Antwort, Alle blieben stumm; aber aus Heinrich's Augen blitzte ein Strahl der Freude. „Wie weit bist Du mit Deinen Bagagen, Cécille?“ fragte der General weiter, „und Sie, Frau Schwiegermama? Die Hauben, die Hüte, die Schachteln, ist Alles in Bereitschaft?“ Cécille rang sichtlich nach Muth: „Es ist Alles für Ihre Abreise besorgt“, sprach sie mit gedämpfter Stimme. „Ist meine Abreise? was fällt Dir denn ein, reisen wir denn nicht Alle zusammen?“ — „Nein, mein Herr.“ — „Na, warum denn nicht, was haben die gnädige Frau für Gründe?“ — „Unsere Absicht war nur, Sie bis Pau zu begleiten; in der Gegend haben Sie ein Landgut und ein schönes Schloß, das wir noch nicht gesehen haben; da können wir bleiben, meine Mutter und ich, bis Sie von Barèges zurückkommen.“ — „Wie, Ihr wollt mich in Barèges allein lassen? Das wäre was Schönes.“ — „Das habe ich nicht gesagt; wir wollten Sie keinesweges allein lassen, vielmehr war ich entschlossen, die ganze Zeit über bei Ihnen zu bleiben; aber da Herr von Castellan nun auch nach Barèges reist, so fehlt es Ihnen ja nicht an Begleitung und Beistand, und Sie bedürfen unserer nicht mehr.“ — „Soll mich Gott strafen, wenn ich begreife, was Du willst.“ — „Et, ich sage Ihnen aufrichtig, sich einen ganzen Monat lang zwischen die wüsten und abschrecklichen Berge zu vergraben, dazu habe ich gar keine Lust; es muß schrecklich erregend seyn, wenn ich nur nach den drei Tagen urtheile, die wir hier zugebracht haben.“ Ich sah den General unruhig auf seinem Sessel hin und her rücken, die Tabacksdose unaussprechlich zwischen den Fingern drehen: in der nächsten Minute mußte der Sturm losbrechen. Aber wen ich nicht ohne inniges Mitleid betrachten konnte, das war Heinrich. Der Unglückliche war todtenbleich, seine Kniee wankten, er mußte sich an dem Kaminestumpfen festhalten. In seinen Zügen malte sich die qualvollste Verzweiflung. Man denke sich, was in seiner Seele vorgehen mußte, was hatte er nicht um ihretwillen gethan! Sich den Degen in die Brust gestossen, um einen Monat in ihrer Nähe zu seyn, und sie wollte es ihm nicht gönnen! Eine Laune dieses hartberzigen Weibes raubte ihm sein Glück. — Der General aber konnte sich nicht länger halten, er sprang auf und stieß mit dem Fuße seinen Lehnstuhl um, daß er mitten ins Zimmer flog. „Was!“ schrie er vor Zorn glühend, „hält man mich für einen Rekruten, daß man mir so mißspielt? Meint man, ich werde mich von einem Weibe, von einem unartigen Kinde an der Nase herumführen lassen? Sie werden mitreisen, Madame, ich sage es Ihnen, und dabei bleibt's, Sie reisen mit!“ Cécille

erhob sich, am ganzen Leibe zitternd, aber sie sprach mit fester Stimme, scheinbar kaltblütig: „Ich reise nicht mit.“ — „Worum nicht? Laß hören.“ — „Worum?“ fragte sie gebohrt. Sie raffte allen Muth zusammen, sie überwand ihr Zittern und, auf Alles gefaßt, nur ihrer Pflicht gedenkend, erklärte sie mit halb erstickter, aber entschlossener Stimme: „Weil ich nicht will.“

(Schluß folgt.)

S t a t i s t i k .

Statistisches aus Genf.

Ueber das Verhältniß der ehelichen Kinder zu den unehelichen in Genf drückt sich Herr Eduard Wallat in einem höchst interessanten Aufsatze*) folgendermaßen aus:

Eheliche	317	—	80,00	—	4
Uneheliche	129	—	19,97	—	1
			646	—	100,00

Auf 9833 eheliche Geburten rechnet man 317 Todtgeborene, dies macht einen Todtgeborenen auf 19,0 eheliche Geburten oder 20,0 Schwangerschaften; auf 1092 uneheliche Geburten rechnet man 129 Todtgeborene, dies macht einen Todtgeborenen auf 8,4 Geburten oder 9,4 Schwangerschaften. Hieraus folgt, daß das Verhältniß der Todtgeborenen unter den unehelichen Kindern doppelt so groß als unter den ehelichen ist. Die Wahrscheinlichkeit, nicht zu höherem Alter zu gelangen, ist doppelt so stark bei den Unehelichen als bei den Ehelichen. Verschiedene Ursachen tragen dazu bei, dieses Resultat herbeizuführen. Uebrigens werden die unehelichen Schwangerschaften oft verborgen, besonders im Anfange; sie sind stets umgeben von Furcht und Sorgen, sowohl während ihrer Dauer, als nach der Entbindung; zuweilen sind sie sogar von Krankheiten begleitet, eine Folge der üblen Aufführung; demnächst oder kann das Verbrechen der Abtreibung der Leibesfrucht auch nicht ohne Einfluß auf dieses Resultat seyn.

M a n n i g f a l t i g e s .

— Literarisches aus Nord-Amerika. Die große und allgemeine Krise, welche seit kurzem allen Handel und Betrieb in Nord-Amerika auf das Nothwendigste beschränkt, hat auch nicht verfehlt, ihren Einfluß auf das literarische Treiben daselbst zu üben und den, fast in gleichem Maße wie in Belgien, allein von Nachdrücken lebenden Buchhandel zu lähmen. Kein Amerikanischer Buchhändler würde es gegenwärtig wagen, etwas zu drucken, wovon er nicht ganz sicheren Gewinns hätte. Dies sind aber in diesem Lande nur ganz praktische Sachen, Dinge, von denen die Ausanwendung gleich zu finden ist. Vor kurzer Zeit erschien in Boston ein Büchlein unter dem Titel: Der dreifache Lebensweg (Three Experiments of Living) in drei Abtheilungen, überschrieben: Innerhalb des Bereichs seiner Mittel leben; Bis zum Bereiche seiner Mittel leben; und Ueber seine Mittel leben. Die Verfasserin ist Mrs. George Lee, eine bekannte Schriftstellerin, der der scharfsinnige Pickering, ein Freund Wilhelm von Humboldt's, die Ehre erzeigt hatte, ein Vorwort zu dem Büchlein zu schreiben. Es ist die Lebensgeschichte eines Ehepaares, das seinen Lauf mit großer Thätigkeit beginnt, alle Mittel zum Lebenserwerb nur in sich selbst suchend und findend, reich wird, ungenügsam und verschwenderisch, und endlich, in tausend Oberflächlichkeiten befangen und den früheren tugendhaften Grundsätzen ungetreu, untergeht. Es ist die gewöhnlichste Geschichte von der Welt, aber mit allerlei guten Bemerkungen und nützlichen Wahrheiten verbrämt, übrigens feis und hölzern geschrieben, wenigstens ohne den Reiz des Stils der Miss Sedgwick, die jetzt ähnliche praktische Sachen schreibt. Dies Büchlein machte, da gerade eben ein paar Bankerotte stattgefunden hatten, die man der verchwenderischen Lebensweise beimaß, unendliches Aufsehen, und zwar unter allen Klassen und Setten. In ein paar Monaten waren fünfzehntausend Exemplare verkauft, und ein ganzes Heer von Fortsetzungen, Nachabmungen und Parodien ist erschienen. Solche Bücher will das Amerikanische Publikum haben, praktisch, kurz und wohlfeil (das erwähnte Christen kostet nur einen Viertel Dollar oder eilf Silbergroschen). Ähnlichen Erfolg hatten die zum Theil freilich werthvolleren Erzählungen zur Empfehlung der Mäßigkeit (Temperance) oder Enthaltensamkeit von geistigen Getränken. Mehrere von diesen hatten in ein oder zwei Jahren über hundert Auflagen erlebt. Christen, deren Hauptwerb, wie bei aller eigentlichen Literatur der Fall ist, in der Form besteht, da alles übrige mehr Handwerkzeug ist, werden hier noch lange nicht entstehen oder geschätzt werden. Evansing, nächst Irving der beste Amerikanische Schriftsteller, wird nur wegen des ideologischen Inhalts seiner Werke gelesen, und der Ruf des Letzgenannten ruht mehr auf Europäischer als auf Amerikanischer Grundlage, wie auch sein ganzes Naturell und seine Lebensweise mehr der alten als der neuen Welt angehören. Die besten seiner Erzählungen spielen in England oder in dem an die Ufer des Hudson verpflanzten Holland. Zur „Astoria“, welche die Abenteuer des Pelzhandels im Westen Amerika's schildert, wurden Gedanke und Mittel dem Dichter von einem Deutschen verschafft; ihr ist auf gleicher Bahn nun auch sein neuestes Buch, der „Donneville“, gefolgt.

*) Mémoires de la Société de Physique et d'histoire naturelle de Genève, Tom. VII, 2me Partie, p. 329. 1836.

3. A.: 1

Der unterm 15. November 1872 hinter den Vor...
erlassene, unterm 3. Februar und 1. April 1873 erneuerte Steuer...
Dresden, den 18. September 1878.

Königliches Bezirksgericht.

Der Untersuchungsrichter: Weiß, Aff

mbach.

**Nachmittags von 2 bis 4 Uhr unentgeltlich
im Hause, Georgplatz Nr. 5.**

An- und Verkauf aller Staatspapiere, Pfandbriefe, Actien, Prior...
Banknoten zu günstigsten Coursen. — Auszahlung aller C...
— Unentgeltliche Controle der Verloosung aller Werth...

W. W. W.
W. W. W.

Joseph,
Anzeige.
Directorium.

**Dresdner 5% Eisenbahn-
Obligationen.**

welche in der Zeit vom 1. bis 21. October a. c. stattfindet,

Ernst Nawradt,
Galeriestraße 17, 1. Etage.

be
Au
S
als: 1 fra
Herrn
Tische,
Stühle,
Schrank
Biergl
Weiß
öffentlich